

A R C H I  
T E K T U R  
W I S S E N  
S C H A F T

Vom Suffix zur Agenda

Juan Almarza Anwandter, Jan Bovelet,  
Michael Dürfeld, Eva Maria Froschauer,  
Christine Neubert, Peter I. Schneider  
und Gernot Weckherlin (Hg.)

Forum Architekturwissenschaft  
Band 5

Universitätsverlag  
der TU Berlin

NETZWERK  
ARCHITEKTUR  
WISSENSCHAFT



ARCHITEKTURWISSENSCHAFT  
Vom Suffix zur Agenda

Juan Almarza Anwandter, Jan Bovelet,  
Michael Dürfeld, Eva Maria Froschauer,  
Christine Neubert, Peter I. Schneider  
und Gernot Weckherlin (Hg.)

Die Schriftenreihe *Forum Architekturwissenschaft* wird herausgegeben vom Netzwerk Architekturwissenschaft, vertreten durch Sabine Ammon, Eva Maria Froschauer, Julia Gill und Christiane Salge.

Was ist Architekturwissenschaft? Der Begriff lässt Unschärfen zu und kann so auf der einen Seite suggestiv und produktiv sein, auf der anderen Seite aber wirft er zahlreiche Fragen auf: Von welchen Architektur- und Wissenschaftsvorstellungen, sei es in der Geschichte oder in der Gegenwart, sprechen wir hier? Was meint Forschung unter dieser Begriffsklammer Architekturwissenschaft und mit welchem Material und welchen Methoden arbeitet sie? Welche Akteurinnen und Akteure betreiben Architekturwissenschaft und mit welchen Perspektiven? Diese Fragen waren der Gegenstand des 5. Forums Architekturwissenschaft unter dem erweiterten Titel „Vom Suffix zur Agenda“, das vom 14. bis zum 16. November 2018 an der BTU Cottbus-Senftenberg stattfand. Das Ziel der Tagung lag in der weiteren Klärung und Präzisierung des Selbstverständnisses, der Fundierungen, der Arbeitsfelder und der Potentiale von Architekturwissenschaft, gerade auch vor dem Hintergrund der vielfältigen Sichtweisen auf Architektur, für die das Netzwerk seit seiner Gründung steht.

Der vorliegende Band versammelt erstmals unter dem Titel „Architekturwissenschaft“ eine Reihe unterschiedlicher Aspekte des Zusammenkommens von Wissenschaft und Architektur und zeigt auf, welche Rolle das eine für das andere spielt, gespielt hat, oder in Zukunft als institutionalisierte Architekturwissenschaft spielen wird.

NETZWERK  
ARCHITEKTUR  
WISSENSCHAFT

Forum Architekturwissenschaft, Band 5

# ARCHITEKTUR- WISSENSCHAFT

Vom Suffix zur Agenda

Juan Almarza Anwandter, Jan Bovelet,  
Michael Dürfeld, Eva Maria Froschauer,  
Christine Neubert, Peter I. Schneider  
und Gernot Weckherlin (Hg.)

Universitätsverlag  
der TU Berlin



I.

WISSENSTHEORETISCHE  
UND -HISTORISCHE  
BESTIMMUNGEN DER  
ARCHITEKTURWISSENSCHAFT



ROLAND MEYER

# Von den Rändern her

Zugänge zur Architekturwissenschaft  
jenseits der Architektur

*Angesichts der Durchdringung des gebauten Raumes mit digitalen Technologien sehen nicht wenige das angestammte Terrain der Architektur bedroht. Was Architektur ist, was sie sein kann und welche gesellschaftliche Rolle ihr zukommt, scheint zunehmend unklar. Eben darin liegt die Chance einer Architekturwissenschaft, die sich, Impulse aus der Medien- und Kulturwissenschaft aufgreifend, als historische Reflexionsdisziplin quer zu den bisherigen Disziplinen begreift. Kein eng umrissenes Gegenstandsfeld aus kanonisierten Werken stünde in ihrem Fokus, sondern vielmehr dessen unscharfe Ränder: jene Momente, in denen die Grenzen der Medien und Disziplinen durchlässig werden.*

## Parasitäre Wissenschaften

Wer von Architekturwissenschaft spricht, gerät unter Rechtfertigungszwang. Und zwar nicht allein wegen der ungeklärten epistemischen Ansprüche, die sich mit dem Begriff ‚Wissenschaft‘ verknüpfen, etwa in Absetzung zu ‚Geschichte‘ oder ‚Theorie‘. Viel schwerer wiegt der Singular: Warum nicht einfach ‚Architekturwissenschaften‘ im Plural? An solchen herrscht schließlich kein Mangel: Jede Architekturfakultät kennt mindestens ein halbes Dutzend ingenieur-, sozial- wie geisteswissenschaftlicher Fächer, und auch an anderen Fakultäten finden sich Disziplinen, die sich mit historischen wie gegenwärtigen Architekturen befassen: Kunstgeschichte und Denkmalpflege, Archäologie und Ethnologie, von Teildisziplinen wie Architektursoziologie und Architekturpsychologie ganz zu





schweigen. Was immer ‚Architekturwissenschaft‘ im Singular auszeichnet: Die Exklusivität ihres Gegenstandsbereiches ist es nicht.

Dies allerdings würde eine noch zu bestimmende Architekturwissenschaft mit einer Reihe anderer akademischer Unternehmungen der letzten Jahrzehnte verbinden, namentlich der Medien-, der Bild- und der Kulturwissenschaft sowie den Gender Studies. Die deutschsprachige Medienwissenschaft, wie sie sich seit den 1980er Jahren in Bochum, Siegen, Weimar und anderswo etabliert hat, zeichnet sich nämlich keineswegs durch einen exklusiven Gegenstandsbereich aus – im Unterschied zu Vorgängerunternehmen wie der aus der Zeitungswissenschaft der 1920er Jahre hervorgegangenen Publizistik oder der seit den 1970er Jahren etablierten Film- und Fernsehwissenschaft. Zeitungs- wie Filmwissenschaft konnten ihren Anspruch auf Eigenständigkeit gerade dadurch rechtfertigen, dass ihr Gegenstand im universitären Fächerkanon bislang vernachlässigt worden war. Für die Medienwissenschaft galt und gilt dies so nicht. Vielmehr, so hat es der Medienwissenschaftler Claus Pias beschrieben, handelt es sich bei ihr um eine „parasitär[e]“ Wissenschaft: Statt sich von anderen Wissenschaften loszusagen und einen eigenen Gegenstandsbereich abzustecken, nimmt sie eine transdisziplinäre Perspektive ein, die die Gegenstände etablierter Disziplinen in neuem Licht erscheinen lässt.<sup>1</sup> Dies, so Pias, verbindet sie etwa mit den Gender Studies: Fragen nach der Materialität der Kommunikation wie nach der Konstruktion von Geschlechterdifferenzen sprengen die Grenzen der Disziplinen und erlauben es, deren blinde Flecke auszuleuchten.<sup>2</sup>

‚Parasitäre Wissenschaften‘ in diesem Sinne, und dazu würde ich auch die Bild- und die Kulturwissenschaft zählen, zeichnen sich dadurch aus, dass sie ihre Gegenstände nicht außerhalb der etablierten Disziplinen *finden*, sondern sie gewissermaßen erst in Auseinandersetzung mit diesen *erfinden* müssen.

1 Claus Pias: Was waren Medien-Wissenschaften? Stichworte zu einer Standortbestimmung. In: Ders. (Hg.): Was waren Medien? Zürich 2011, S. 7–30, hier: S. 17.

2 Vgl. ebd., S. 15–24.



Und sie tun dies, indem sie sich bereits etablierten Begriffen von deren Rändern her nähern. In der Medienwissenschaft ist das offensichtlich: Einer ihrer Gründungstexte, Marshall McLuhans *Understanding Media* (1964), handelt bekanntlich über weite Strecken von Phänomenen, die kaum je zuvor als Medien betrachtet wurden, etwa vom elektrischen Licht, vom Wohnen oder vom Auto.<sup>3</sup> Und auch die deutschsprachigen Klassiker der Medienwissenschaft aus den 1980er und 1990er Jahren haben in den seltensten Fällen ‚die Medien‘ im landläufigen Sinne von Presse und Fernsehen im Blick, sondern widmen sich Gegenständen, deren Mediencharakter erst postuliert werden musste: Schreibmaschinen und Videorecordern, dem Postsystem oder dem Aktenwesen.<sup>4</sup> Vergleichbares lässt sich von der Kulturwissenschaft im Singular behaupten, wie sie sich an der Berliner Humboldt-Universität der 1990er Jahre formiert hat: Bis heute ist ihr Kulturbegriff gerade nicht jener alltagssprachlich eingeführte, der uns etwa von Kulturpolitik oder Kulturmanagement sprechen lässt.<sup>5</sup> Vielmehr rückt sie bevorzugt Gegenstände in den Fokus, die am Rande, wenn nicht gar jenseits dessen angesiedelt sind, was Politik und Feuilleton gemeinhin unter Kultur verstehen: die Geschichte des Körpers und der Sinne, das Geld, die Tiere und den Tod, die Kulturtechniken der Wissenschaften oder Grenzphänomene wie Gewalt, Rausch und Schwindel.<sup>6</sup>

3 Marshall McLuhan: *Die magischen Kanäle. Understanding Media*. 2. erw. Aufl., Basel 1995, S. 22–24, 191–202, 332–344. Für McLuhan, der Medien als künstliche Umwelten verstand, nahm dabei die Architektur eine Schlüsselstellung in seiner Theoriebildung ein. Vgl. dazu Christa Kamleithner, Roland Meyer, Julia Weber: *Medien / Architekturen*. Einleitung in den Schwerpunkt. In: *Zeitschrift für Medienwissenschaft* 7 (2015), H. 12, S. 10–18.

4 Friedrich A. Kittler: *Aufschreibesysteme 1800/1900*. München 1985; Siegfried Zielinski: *Zur Geschichte des Videorecorders*. Berlin 1985; Bernhard Siegert: *Relais. Gescheh der Literatur als Epoche der Post 1751–1913*. Berlin 1993; Cornelia Vismann: *Akten. Medientechnik und Recht*. Frankfurt a. M. 2000.

5 Vgl. dazu programmatisch: Hartmut Böhme, Peter Matussek, Lothar Müller: *Orientierung Kulturwissenschaft. Was sie kann, was sie will*. Reinbek bei Hamburg 2000.

6 Vgl. exemplarisch etwa die Zeitschrift *llinx – Berliner Beiträge zur Kulturwissenschaft* (erscheint seit 2009).



Diese Liebe zum Randständigen erweist sich vor allem dort als produktiv, wo sie es erlaubt, die Zentralbegriffe dieser ‚parasitären‘ Wissenschaften theoretisch zu konturieren: Was alles ein Medium sein kann und was alles in den Bereich der Kultur fällt, zeigt sich vor allem im Blick auf solche Phänomene, deren Medien- oder Kulturcharakter nicht unmittelbar und fraglos evident erscheint. Nicht zuletzt reagiert die Entstehung ‚parasitärer Wissenschaften‘ damit auf historische Umbruchsituationen, in denen der bislang selbstverständliche Begriffsgebrauch fraglich wird: Im Fall der Medienwissenschaft ist es die Etablierung der ‚Neuen Medien‘, zunächst in Gestalt des Personal Computers, der die vormals getrennten Speicher- und Übertragungsmedien für Bild, Ton und Schrift in einem neuen Metamedium vereint: „In der allgemeinen Digitalisierung von Nachrichten und Kanälen verschwinden die Unterschiede zwischen den einzelnen Medien“, so heißt es programmatisch in Friedrich Kittlers *Grammophon Film Typewriter* von 1986, und weiter: „Ein totaler Medienverbund auf Digitalbasis wird den Begriff Medium selber kassieren“. <sup>7</sup> Von Beginn an ist also die Krise des Medienbegriffs wesentlicher Motor der Medienwissenschaft, und Ähnliches ließe sich auch für Kultur- und Bildwissenschaft zeigen. <sup>8</sup>

Was heißt all das nun für die Architekturwissenschaft? Zunächst und vor allem, dass sie keineswegs davon ausgehen sollte, bereits zu wissen, was das ist: Architektur, und was das in Zukunft sein wird. Denn eine Architekturwissenschaft, die sich allein am etablierten Kanon der Architekturgeschichte abarbeitet, verbliebe nicht bloß im Einzugsbereich der Kunstgeschichte. Sie wäre auch historisch blind dafür, dass jegliche Grenzziehung zwischen dem, was legitimerweise ins Feld der Architektur gehört, und all dem, was noch nicht oder nicht mehr Architektur

7 Friedrich A. Kittler: *Grammophon – Film – Typewriter*. Berlin 1986, S. 7 f.

8 Für die Bildwissenschaft habe ich dies an anderer Stelle exemplarisch ausgeführt. Vgl. Roland Meyer: *Logistik der Bildermassen. Operative Bildlichkeit als blinder Fleck der ikonischen Wende*. In: Jonas Etten, Julian Jochmaring (Hg.): *Nach der ikonischen Wende. Aktualität und Geschichte eines Paradigmas*. Berlin 2021 (in Vorbereitung).



ist, stets vorläufig und umstritten bleiben muss. Gerade diese Volatilität seiner Grenzen scheint mir für den Begriff ‚Architektur‘ bezeichnend. Architektur von ihren Rändern her zu betrachten, hieße daher, diese Bedeutungsoffenheit anzuerkennen und produktiv zu machen. Dies erscheint umso relevanter, als sich nicht zuletzt unter dem Eindruck der ubiquitären Verbreitung digitaler Medientechnologien die Frage, was Architektur ist, derzeit völlig neu und mit einiger Schärfe stellt.

## Das digitale Regime

Als Kronzeuge für eine solche Krise des Architekturbegriffs kann niemand Geringeres als Rem Koolhaas gelten. 2015 hat Koolhaas in der Kunstzeitschrift *Artforum* unter der Überschrift *The Smart Landscape* einen Bericht zur Lage seiner Profession veröffentlicht, der mit der Diagnose einer epochalen Zäsur einsetzt: „Architecture has entered into a new engagement with digital culture and capital – which amounts to the most radical change within the discipline since the confluence of modernism and industrial production in the early twentieth century.“<sup>9</sup> Im weiteren Verlauf des Textes verdüstert sich dann der Ton zusehends: Was heute unter Schlagworten wie ‚Internet der Dinge‘ oder ‚Smart Cities‘ verkauft werde, sei, so Koolhaas, tatsächlich ein Angriff des „digitalen Regimes“ auf die Grundfesten der Architektur. Wände und Decken, Türen und Fenster, jene „Elements of Architecture“ also, denen Koolhaas’ gleichnamige Venedig-Biennale von 2014 gewidmet war,<sup>10</sup> würden mittlerweile von digitalen Sensortechniken, Interfaces und Steuerungseinheiten „penetriert“ und dadurch fundamental „transformiert“: Wo die Gebäude früher stumm und taub blieben, begännen sie nun über digitale Interfaces mit ihren Nutzerinnen und Nutzern zu kommunizieren und zugleich permanent Daten über deren Verhalten aufzeichnen.<sup>11</sup>

9 Rem Koolhaas: *The Smart Landscape*. In: *Artforum* 53 (2015), H. 8. URL: <https://artforum.com/inprint/issue=201504&id=50735> (22. Mai 2019).

10 Rem Koolhaas: *Elements of Architecture*. Neuauf., Köln 2018.

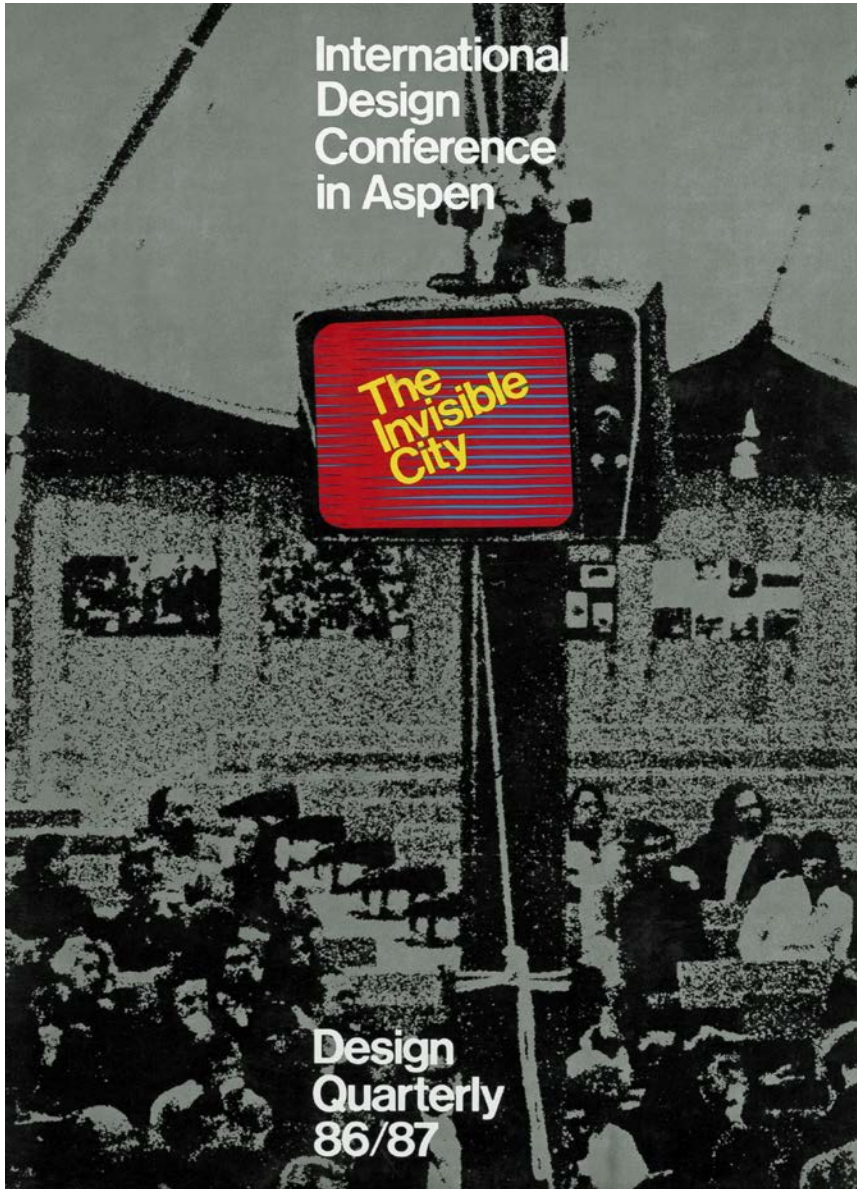
11 Koolhaas 2015 (Anm. 9).



Koolhaas' Essay zeichnet ein düsteres Bild der digitalen Gegenwart, das durchaus einige Plausibilität für sich beanspruchen kann. Doch irritiert, wie eindeutig er dabei den Grenzverlauf zwischen der Architektur und dem „digitalen Regime“ zieht. Letzteres erscheint als Agent einer „fortschreitenden Kolonisierung“, die ebenso listig wie feindselig in das angestammte Territorium der Architektur vorgestoßen ist, deren Jahrtausende altes Wissen entwertet hat und nun buchstäblich keinen Stein auf dem anderen lässt: „As technology triumphs, architecture is simply left behind.“<sup>12</sup> Architektur wird so in Koolhaas' polemischer Darstellung letztlich definiert als all das, was digitale Technologie gerade nicht ist: eine altehrwürdige Disziplin, dem Wissen um die eigene Tradition, der Materialität der Dinge wie einer Ethik des Gemeinwohls verpflichtet – statt der Flüchtigkeit der Daten und den Konjunkturen des privaten Profitinteresses. Architektur, gerade weil sie durch das ‚digitale Regime‘ fundamental bedroht scheint, benötigt aus Koolhaas' Perspektive einen äußeren Feind, um sich ihrer essenziellen Werte zu versichern. Man kann allerdings aus den von ihm beschriebenen Phänomenen auch andere Schlüsse ziehen: Wenn gebaute Räume zunehmend als Datenräume konzipiert und immer mehr elementare architektonische Funktionen ganz oder teilweise an mediale Systeme und digitale Services delegiert werden, dann verlangt die Beschreibung dieser Lage einen Architekturbegriff, der gerade nicht bei den physischen Elementen des Gebauten verharret.

Die scheinbar so evidente Dichotomie von solider Materialität und flüchtiger Information, sichtbarer Architektur und unsichtbaren Datenströmen erweist sich nämlich bei näherer Betrachtung nicht allein als theoretisch unterkomplex, sondern auch als erstaunlich geschichtsvergessen. Architektur konnte und kann immer schon mehr sein als das, was sich sehen und anfassen lässt – und diese ‚unsichtbare‘ Dimension der Architektur ist es,

12 Ebd.



● Abb. 1: Cover der Tagungsdokumentation zur International Design Conference in Aspen: The Invisible City, 1972. Quelle: Design Quarterly, 86/87 (1972), Cover. Courtesy Walker Art Center Archives



die im Folgenden im Zentrum dieses Essays stehen soll. Um zu demonstrieren, dass damit keineswegs eine völlig neuartige Dimension angesprochen ist, möchte ich im zweiten Teil den Blick in die frühen 1970er Jahre werfen, und damit in eine Zeit, in der sich viele der Fragen, die heute unter dem Schlagwort der ‚Digitalisierung‘ diskutiert werden, erstmals mit einiger Deutlichkeit stellten – und Antworten provozierten, die bis heute aktuell erscheinen, nicht zuletzt insofern sie den Einsatzpunkt der Architektur genau an der Schnittstelle zwischen Materialität und Information, dem Sichtbaren und dem Unsichtbaren verorteten. Am historischen Beispiel soll daher zugleich auch eine zentrale Aufgabe der Architekturwissenschaft skizziert werden – nämlich die Erkundung der historischen Möglichkeitsräume eines anderen und offeneren Architekturverständnisses, das sowohl im disziplinär verengten Blick gegenwärtiger Architekturtheorie wie in der kanonisierenden Perspektive der Kunstgeschichte marginalisiert zu werden droht.

### Die unsichtbare Stadt

*The Invisible City*, so lautete 1972 das Thema der „International Design Conference“ in Aspen, Colorado. Seit 1951 versammelten diese jährlich stattfindenden Konferenzen Sommer für Sommer einige der prominentesten Köpfe aus Architektur, Design und Wirtschaft in einem beschaulichen Bergdorf in den Rocky Mountains.<sup>13</sup> Darunter fanden sich so klangvolle Namen wie Herbert Bayer, Buckminster Fuller, Richard Neutra oder Reyner Banham, der 1974 auch eine Anthologie der über die Jahre in Aspen gehaltenen Vorträge publizieren sollte.<sup>14</sup> Von Beginn an interdisziplinär angelegt, zogen die Konferenzen im Laufe der 1960er und 1970er Jahre auch immer mehr Teilnehmerinnen und Teilnehmer jenseits der US-amerikanischen

13 Zu den Anfängen der Aspen-Konferenzen vgl. James Sloan Allen: *The Romance of Commerce and Culture. Capitalism, Modernism, and the Chicago-Aspen Crusade for Cultural Reform*. Chicago 1983, S. 269–279.

14 Reyner Banham (Hg.): *The Aspen Papers. Twenty Years of Design Theory from the International Design Conference in Aspen*. London 1974.



Design- und Architekturelite an.<sup>15</sup> 1972 waren es insbesondere zahlreiche Vertreter – und auch einige Vertreterinnen – der ‚New Education‘, der radikalen Reformpädagogik, die, wie es in der Tagungsdokumentation heißt, dafür sorgten, dass sich der Fokus von Gestaltungsfragen weg auf soziale Themen verlagerte: „Radical education became the conference core.“<sup>16</sup> Das war durchaus im Sinne des Architekten Richard Saul Wurman, der für das Programm von *The Invisible City* verantwortlich zeichnete. Denn in Wurmans Konzeption ließen sich ästhetische nicht von politischen und sozialen Fragen trennen – ebenso wenig wie von medialen und technischen.<sup>17</sup>

Einen Hinweis darauf gibt das Cover der Tagungsdokumentation (Abb. 1). Es zeigt, in grob gerastertem Schwarzweiß gerade noch zu erkennen, einen Blick in eine der typischen Konferenzsituationen in Aspen: ein ebenso konzentriert wie entspannt wirkendes Publikum, im kreisrunden Auditorium auf ansteigenden Sitzreihen locker verteilt, im Hintergrund hängen Poster und Wandtafeln, und darüber spannt sich das kuppelförmige Zeltdach. Unübersehbar im Zentrum jedoch steht ein Fernsehgerät, angebracht an einem der Pfeiler der Zeltkonstruktion, auf dessen Bildschirm in grellen Primärfarben der Titel *The Invisible City* montiert ist. Das Medium ist hier buchstäblich die Botschaft – eine Botschaft, die sich so deuten lässt: Die unsichtbare Stadt ist jene, die erst durch technische Medien sichtbar wird.

Tatsächlich verbindet sich mit dem Titel *The Invisible City* eine doppelte These über das Verhältnis von Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit. Deren erster Teil lautet: Die Stadt, in der wir leben, ist nicht in erster Linie die sichtbare Stadt aus Stahl, Glas und Asphalt, sondern die Stadt der unsichtbaren Netze und

15 Zu einiger Berühmtheit hat es die Aspen-Konferenz von 1970 zum Thema *Environment by Design* gebracht, bei der das versammelte Design-Establishment nicht nur von Umweltschutzgruppen und aufgebrauchten Studierenden, sondern auch von einer französischen Delegation um Jean Baudrillard heftig angegriffen wurde. Vgl. dazu Felicity D. Scott: *Architecture or Techno-Utopia. Politics after Modernism*. Cambridge Mass. 2007, S. 232–237.

16 Editor's Notes: *The Invisible City*. In: *Design Quarterly* (1972), H. 86/87, S. 4.

17 Zu Wurman vgl. ausführlich: Molly Wright Steenson: *Architectural Intelligence. How Designers and Architects Created the Digital Landscape*. Cambridge Mass., London 2017, S. 76–106.

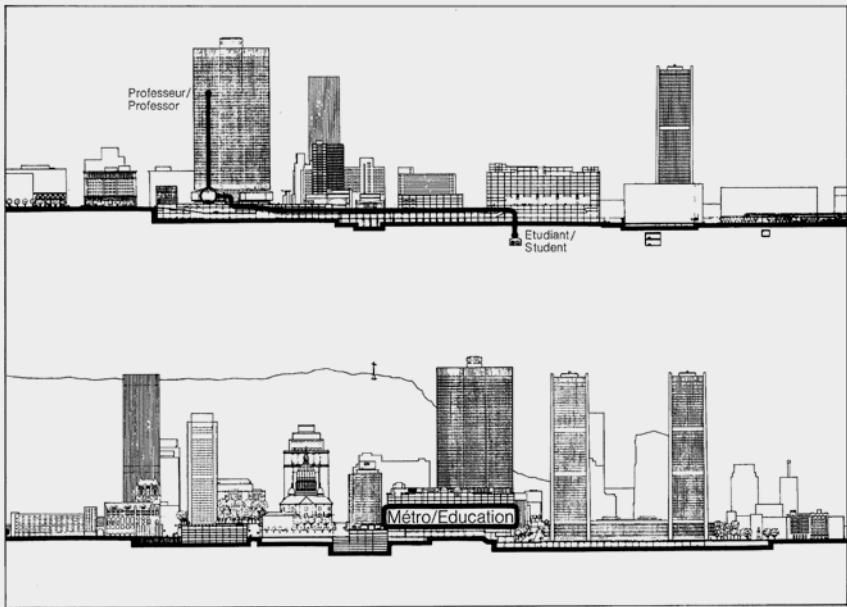




Prozesse, der sozialen Beziehungen, technischen Infrastrukturen und immateriellen Informationen. In diesem Sinne hatte bereits der Kulturhistoriker Lewis Mumford seine monumentale Stadtgeschichte von 1961 mit einem Kapitel über die *Unsichtbare Stadt* enden lassen: In der Stadt der Gegenwart, so seine Diagnose, würden immer mehr ursprünglich baulich gefasste Funktionen von technischen Infrastrukturen übernommen – an die Stelle der alten Stadt als physischem Container trete ein entgrenzter urbaner Raum entmaterialisierter und dezentraler Netze, „inwendig offen, durchdrungen von unsichtbaren Strahlen und Strömungen“. <sup>18</sup> Wurmans Konzeption für die Konferenz in Aspen nimmt diese Diagnose auf, ohne sich allerdings explizit auf Mumford zu beziehen, und verbindet sie, das wäre der zweite Teil der These, mit einer Handlungsaufforderung: Die unsichtbare Stadt muss sichtbar gemacht werden. Denn solange die Stadt der Netze und Prozesse unsichtbar bleibt, davon ist Wurman überzeugt, bleibt sie auch unverständlich und letztlich unbewohnbar, ihre Ressourcen ungenutzt, die Bedürfnisse ihrer Bewohnerinnen und Bewohner unbefriedigt. Wo sie aber sichtbar und verständlich gemacht wird, da kann sie zur interaktiven Lernumgebung für sämtliche Lebensalter werden, tagtäglich neues Wissen generieren und neue Erfahrungen ermöglichen: „The most extensive facility imaginable for learning“, so heißt es in Wurmans Statement zur Konferenz, „is our urban environment and the people in it. This is school without walls offering a boundless curriculum with unlimited expertise. This is the open university for people of all ages. If we can make our urban environment observable and understandable we will have created classrooms with endless windows on the world.“ <sup>19</sup>

18 Lewis Mumford: Die Stadt. Geschichte und Ausblick. München 1979 [1961], S. 566 f. Zum Topos der ‚unsichtbaren Stadt‘, der mit Italo Calvino's *Die Unsichtbaren Städte* (1972) just im Jahr der Aspen-Konferenz auch literarische Früchte trägt, vgl. Gabriele Schabacher: Unsichtbare Stadt. Zur Medialität urbaner Architekturen. In: Zeitschrift für Medienwissenschaft 7 (2015), H. 12, S. 79–90.

19 Richard Saul Wurman: Program Chairman's Comments. In: Design Quarterly (1972), H. 86/87, S. 66.



● Abb. 2: Michel Lincourt, Harry Parnass: Metro/education, 1970. Quelle: Design Quarterly, 86/87 (1972), S. 18. Courtesy Walker Art Center Archives

An diesem Punkt treffen sich also Architektur und Design, Pädagogik und Urbanismus. Ihnen gemeinsam ist eine neue Perspektive auf die ‚menschengemachte Umwelt‘, die die Stadt als Quelle ungenutzter Ressourcen begreift. Was das konkret heißen kann, wird vielleicht besonders deutlich im Projekt *Metro/education*, das neben vielen anderen in Aspen präsentiert und diskutiert wurde. Im Zentrum dieses 1970 von den Architekten Harry Parnass und Michel Lincourt entwickelten Projekts stand die Idee, die unterirdische Infrastruktur von Montréal auf neue Weise als schulische Lernumgebung zu nutzen.<sup>20</sup> Im Vorlauf

20 Vgl. dazu und zum Folgenden: Michel Lincourt, Harry Parnass: Métro Éducation Montréal: In: *L'Architecture d'aujourd'hui. La Ville* 42 (1970), H. 153, S. 54–59; *Design Quarterly* (1972), H. 86/87, S. 18, 46 f., 49; Inderbir Singh Riari: *Montreal and the Megastructure*, ca 1967. In: Rhona Richman Kenneally, Johanne Sloan (Hg.): *Expo 67. Not Just a Souvenir*. Toronto,

Buffalo, London 2010, S. 193–210, hier S. 202–205; Isabelle Doucet: *Metro/Education Montreal (1970): Rethinking the Urban at the Crossroads of Megastructures, Systems Analysis, and Urban Politics*. In: *Architecture and Culture* 2019. URL: <https://doi.org/10.1080/20507828.2018.1511212> (5. August 2019).



zur Weltausstellung von 1967 hatte die frankokanadische Metropole nicht nur eines der modernsten U-Bahnsysteme der Welt bekommen, mit ihm entstand auch ein weitläufiges unterirdisches Netzwerk von Fußgängerpassagen und Shoppingmalls. Viele öffentliche Gebäude der Innenstadt, einschließlich zweier Universitäten, besaßen einen direkten Zugang zu dieser ‚ville intérieure‘ oder ‚underground city‘ (Abb. 2).<sup>21</sup> Parnass und Lincourt schlugen nun vor, dieses System zum ‚Rückgrat‘ des Montréaler Bildungssystems zu machen. In den großzügigen unterirdischen Plazas könnten, so ihre Vorstellung, Konzerte und Veranstaltungen stattfinden (Abb. 3), die vormittags ungenutzten Kinosäle ließen sich als Klassenräume nutzen, und die U-Bahnhöfe könnten mit Schließfächern, Verwaltungsbüros und Automaten zur Essensausgabe versehen werden. So sollte das schulische Lernen radikal dezentriert und zu einer öffentlichen Angelegenheit werden. Zufällige Passanten würden zu Zeugen und Mitspielerinnen des Lernprozesses, und die ansässigen Geschäftsleute wären verpflichtet, eine Stunde in der Woche Unterricht zu geben und den Schulkindern ihren Alltag zu vermitteln.

*Metro/education* wurde nie verwirklicht, doch durch eine Reihe von Veröffentlichungen gewann es in den frühen 1970er Jahren einige Prominenz im internationalen Architekturdiskurs.<sup>22</sup> Tatsächlich kann das Projekt, das hat die Architekturhistorikerin Isabelle Doucet jüngst herausgestellt, exemplarisch für ein neuartiges Verständnis von Architektur und Stadtplanung stehen, das die Transformation und Neuprogrammierung bestehender Bauten und Infrastrukturen ins Zentrum der Entwurfspraxis stellte.<sup>23</sup> Im Falle von *Metro/education*, so führte Parnass in Aspen aus, hätte eine solche Neuprogrammierung des unterirdischen

21 Vgl. Peter Blake: Downtown in 3-D. In: Architectural Forum 125 (1966), S. 31–48; J. M. Richards: Multi-Level-City. Towards a new environment in down-town Montreal. In: The Architectural Review (1967), H. 846, S. 89–96; Reyner Banham: Megastucture. Urban Futures of the Recent Past. London 1976, S. 119 f. Allgemein zur Stadtentwicklung von Montréal in den 1960er Jahren vgl. André Lortie (Hg.): the 60s. montreal thinks big. Vancouver, Toronto 2004.

22 Vgl. Doucet 2019 (Anm. 20), S. 2 f.

23 Ebd., S. 3.



Montréal ein vorbildloses soziales Experiment in Gang setzen können: „Once you start programing, or in this instance super programing the Metro station, a lot of other things start happening.“<sup>24</sup> Zugleich würde damit die Architektenrolle neu definiert: An die Stelle des Entwurfs scheinbar autonomer baulicher Strukturen würde die Synthese und Bündelung ungenutzter Ressourcen in bereits vorhandenen Systemen treten. Es ging mithin darum, neue Möglichkeiten des Zugangs zu entwerfen – Zugangsmöglichkeiten, die erst im Verbund architektonischer Interventionen, grafischer Zeichensysteme, technischer Medien und institutioneller Programme etabliert werden können.

### Architektur als Interface

Dem Thema der ‚unsichtbaren‘ Stadt hatte Wurman sich bereits 1971, ein Jahr vor der Konferenz, in einer Sonderausgabe der US-amerikanischen Zeitschrift *Design Quarterly* gewidmet. Unter dem Titel *Making the City Observable* stellte er dort rund 50 Projekte vor, die eine Antwort darauf geben sollten, wie die unsichtbar gewordene Stadt für ihre Bewohnerinnen und Bewohner wieder sichtbar gemacht werden kann.<sup>25</sup> Blättert man heute in dem Band, überrascht die Bandbreite der Projekte. Was sie verbindet, ist ein spezifischer Blick auf den städtischen Raum, der als Informations- und Kommunikationsumgebung verstanden wird, die durch architektonische und gestalterische Interventionen lesbar gemacht werden soll. Formen der Kartierung spielen dabei eine zentrale Rolle; die Beispiele reichen von Visualisierungen statistischer Daten bis hin zu den handgemalten ‚community maps‘ von Stadtplanungsinitiativen (Abb. 4). Ebenso finden sich Beispiele für neuartige Informationsinfrastrukturen, etwa die von dem Grafikdesigner Lance Wyman entworfenen Piktogramme für die U-Bahn von Mexiko-City, die auch für analphabetische

24 Richard Saul Wurman, Charles Rusch, Harry Parnass u. a.: *City as a Classroom*. In: *Design Quarterly* (1972), H. 86/87, S. 45–48, hier S. 47.

25 Richard Saul Wurman: *Making the City Observable*. Sonderausgabe von *Design Quarterly* (1971), H. 80. In Aspen wurde 1972 *Making the City Observable* als Ausstellung präsentiert, vgl. Exhibitions. In: *Design Quarterly* (1972), H. 86/87, S. 17–20, hier S. 19.



● Abb. 3: Michel Lincourt, Harry Parnass: Metro/education, 1970. Quelle: Design Quarterly, 86/87 (1972), S. 18. Courtesy Walker Art Center Archives



● Abb. 4: Community Design Associates: Community Map, Hill District, Pittsburgh. 1970. Quelle: Richard Saul Wurman: *Making the City Observable*. Sonderausgabe von *Design Quarterly* 80 (1971), S. 78. Courtesy Walker Art Center Archives

Bevölkerungsgruppen verständlich sein sollten. Einen zweiten Schwerpunkt bildeten Initiativen, die den Stadtraum als alternatives Klassenzimmer erfahrbar machen sollen. *Metro/education* fehlt hier noch, aber dafür stellt Wurman die Spiel- und Lernbücher vor, die von seiner eigenen *Group for Environmental Education* gestaltet wurden. Als Lernmaterial für Schulen gedacht, sollten sie als eine Art Reiseführer für die Entdeckung der gebauten Umwelt dienen: Auf spielerischem Wege sollten die Kinder lernen, dass die Welt, in der sie leben, von Menschen gemacht wurde – und sich daher auch verändern und an die eigenen Bedürfnisse anpassen lässt (Abb. 5).<sup>26</sup>

All diesen Projekten ist gemein, dass sie auf mindestens zwei Ebenen zugleich operieren. Zum einen auf einer Ebene der Zeichen und Symbole: Sie versammeln, verknüpfen und visualisieren Informationen über die urbane Umwelt. Aber zugleich

<sup>26</sup> Gee! Group for Environmental Education: *Our Man-Made Environment*. Book 7, Philadelphia 1970.



gehen sie in ihrem Anspruch über bloße Datenvisualisierung hinaus und intervenieren auf materiell-räumlicher Ebene in urbane Gefüge. Indem sie Zugänge zu öffentlich verfügbaren Informationen und Infrastrukturen entwerfen, entwerfen sie zugleich mögliche Kollektive, die sich um diese Zugänge versammeln: spontane Lernkollektive aus Schulklassen, Passanten und Geschäftsleuten im Montréal-er Untergrund, oder urbane ‚communities‘, die die Angelegenheiten der Stadtplanung zu ihren eigenen machen.<sup>27</sup> So richten sie kollektive Handlungsräume ein, die ohne den gemeinsamen Zugang zu Informationen verschlossen blieben. Sie definieren also den Aufgabenbereich von Architektur neu, indem sie zugleich an einige der ältesten Funktionen von Architektur anschließen: die Regelung des Zugangs zu Räumen und Ressourcen oder die Versammlung von Kollektiven etwa. Architektur wird so zum ‚Interface‘, das zwischen den Bewohnerinnen und Bewohnern einer Stadt und deren sozialer wie technischer Umwelt vermittelt.<sup>28</sup>

Dabei bestand in Aspen 1972 Konsens darüber, dass diese Aufgaben kaum mehr durch die materiellen Elemente der Architektur, durch Wände und Decken, Türen und Fenster allein geleistet werden können. Bewohnbare urbane Lebenswelten, so die Lektion, die um 1970 auch anderswo formuliert wurde, entstehen vielmehr erst im Zusammenspiel sichtbarer und unsichtbarer, stabiler und flüchtiger, materieller und symbolischer Elemente.<sup>29</sup> Damit zog man auch die Konsequenz aus einem über ein Jahrzehnt andauernden Prozesses der avantgardistischen Entgrenzung und Dematerialisierung des

27 Zu einer solchen Logik der Versammlung vgl. grundlegend: Bruno Latour: Von der Realpolitik zur Dingpolitik oder Wie man Dinge öffentlich macht. Berlin 2005.

28 Laurent Stalder hat für die Architektur der 1960er Jahre einen Paradigmenwechsel „from the machine as a technical object to the machine as an interface between man and his environment“ konstatiert, vgl. Laurent Stalder: Francois Dallegret’s Machine World. In: Alessandra Ponte, Laurent Stalder, Thomas Weaver (Hg.): GOD & Co. François Dallegret. Beyond

the bubble. London 2011, o. S. Den Begriff des Interfaces verwenden auch Parnass und Lincourt an einer Stelle, vgl. das Zitat bei Riar 2010 (Anm. 20), S. 205. Allgemein zum Begriff des Interfaces aus architekturtheoretischer Sicht vgl. Roland Meyer: Interface-Theorie. In: ARCH+ (2015), H. 221, S. 94–96.

29 Vgl. bspw. Lucius Burckhardt: Bauen. Ein Prozess ohne Denkmalpflichten (1967). In: Ders.: Wer plant die Planung? Architektur, Politik und Mensch, hg. v. Jesko Fezer und Martin Schmitz, Kassel 2004, S. 26–45, insbes. S. 43.



● Abb. 5: Gee! Group for Environmental Education: Our Man-Made Environment. Book 7, Philadelphia 1970. Quelle: Richard Saul Wurman: Making the City Observable. Sonderausgabe von Design Quarterly 80 (1971), S. 69. Courtesy Walker Art Center Archives





Architekturbegriffs.<sup>30</sup> Wenn etwa Archigram 1963 verkündeten, in der ‚Living City‘ könne der Regen, der auf die Straße fällt, oder die Geste, mit der man eine Zigarette anzündet, architektonisch bedeutsamer sein als alle Gebäude,<sup>31</sup> oder wenn Hans Hollein ein paar Jahre später behauptete, alles sei Architektur, von Raumanzügen und Telefonzellen bis hin zu psychedelischen Drogen,<sup>32</sup> dann war das mehr als nur eine gezielte Provokation des Architekturestablishments. Es war vor allem Ausdruck eines Denkens in symbolischen Strukturen, sozialen Systemen und dynamischen Prozessen, das aufgehört hatte, Architektur primär von ihren gebauten Formen her zu bestimmen.<sup>33</sup> Der Computer, der langsam dabei war, die abgeschotteten Sphären von Militär, Wissenschaft und staatlicher Verwaltung zu verlassen, bot dafür die passende Analogie, determinierte doch seine materielle Form, also die Hardware, nur sehr bedingt, was sich alles mit ihm machen ließ, da die eigentlichen Möglichkeiten der ‚universalen Maschine‘ erst durch symbolische Codes, sprich: Software, realisiert wurden. Die ‚Software‘ des urbanen Raumes, die in den 1960er Jahren zunehmend in den Blick avantgardistischer Architekturgruppen rückte, konnte nun alles Mögliche umfassen: flüchtige Happenings wie visuelle Zeichensysteme, technische Kommunikationsmedien wie öffentliche Serviceinfrastrukturen, informelle Praktiken des Gebrauchs wie institutionalisierte Programme der Nutzung. Das ‚digitale Regime‘, weit davon entfernt, die Architektur als Disziplin zu entwerten, hat zumindest in seinen Anfängen die architektonische Imagination beflügelt und ihr völlig neue Handlungsfelder erschlossen.

30 Diese Dematerialisierung vollzieht sich parallel zu entsprechenden Phänomenen in der Kunst der 1960er Jahre, vgl. zu Letzterem klassisch: Lucy Lippard: *Six Years. The Dematerialization of the Art Object from 1966 to 1972*. Berkeley, Los Angeles 1973.

31 Archigram: Auszüge aus dem *Living Arts Magazine* Nr. 2, Juni 1963. In: Peter Cook (Hg.): *Archigram*. Basel, Boston, Berlin 1991, S. 20–23, hier S. 20.

32 Hans Hollein: *Alles ist Architektur*. In: *Bau* 23 (1968), H.1/2, S. 2.

33 Vgl. Simon Sadler: *Archigram. Architecture without Architecture*. Cambridge Mass., London 2005, insbes. S. 91–138; Hadas Steiner: *Beyond Archigram. The Structure of Circulation*. New York, London 2009.



Die damit verbundene Öffnung des Architekturdiskurses auf Fragen einer allgemeinen Umweltgestaltung hin scheint nichts von ihrer Aktualität verloren zu haben.<sup>34</sup> Denn angesichts urbaner Lebenswelten, die zunehmend von medialen Infrastrukturen und unsichtbaren Kommunikationsprozessen bestimmt werden, erweist sich jeder essenzialisierende und disziplinär begrenzte Architekturbegriff als Einschränkung von Handlungs- und Gestaltungsmöglichkeiten – das gilt heute nicht weniger als in den 1960er und 1970er Jahren. Aufgabe einer Architekturwissenschaft im Singular könnte es daher sein, ebendiese Möglichkeiten offen zu halten, in dem sie als zugleich historische wie gegenwartsbezogene Reflexionsdisziplin den stets umstrittenen Gegenstand ‚Architektur‘ immer wieder von seinen Rändern her neu und anders in den Blick zu nehmen versucht – ohne dabei vorher zu wissen, was das ist: Architektur, und was es alles sein könnte.

34 Vgl. dazu auch Christa Kamleithners Beitrag in diesem Band.



## Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Universitätsverlag der TU Berlin, 2021

<http://verlag.tu-berlin.de>

Fasanenstr. 88, 10623 Berlin

Tel.: +49 (0)30 314 76131 / Fax: -76133

E-Mail: [publikationen@ub.tu-berlin.de](mailto:publikationen@ub.tu-berlin.de)

Alle Teile dieser Veröffentlichung – sofern nicht anders gekennzeichnet – sind unter der CC-Lizenz CC BY lizenziert.

Lizenzvertrag: Creative Commons 4.0 International

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Lektorat: Marie Anderson, Anna Kostreva,  
Christiane Salge

Gestaltung: Stahl R, [www.stahl-r.de](http://www.stahl-r.de)

Satz: Julia Gill, Stahl R

Druck: docupoint GmbH

ISBN 978-3-7983-3203-4 (print)

ISBN 978-3-7983-3204-1 (online)

ISSN 2566-9648 (print)

ISSN 2566-9656 (online)

Zugleich online veröffentlicht auf dem institutionellen  
Repositorium der Technischen Universität Berlin:

DOI 10.14279/depositonce-11388

<http://dx.doi.org/10.14279/depositonce-11388>

Was ist Architekturwissenschaft? Der Begriff lässt Unschärfen zu und kann so auf der einen Seite suggestiv und produktiv sein, auf der anderen Seite aber wirft er zahlreiche Fragen auf: Von welchen Architektur- und Wissenschaftsvorstellungen, sei es in der Geschichte oder in der Gegenwart, sprechen wir hier? Was meint Forschung unter dieser Begriffsklammer Architekturwissenschaft und mit welchem Material und welchen Methoden arbeitet sie? Welche Akteurinnen und Akteure betreiben Architekturwissenschaft und mit welchen Perspektiven? Diese Fragen waren der Gegenstand des 5. Forums Architekturwissenschaft unter dem erweiterten Titel „Vom Suffix zur Agenda“, das vom 14. bis zum 16. November 2018 an der BTU Cottbus-Senftenberg stattfand. Das Ziel der Tagung lag in der weiteren Klärung und Präzisierung des Selbstverständnisses, der Fundierungen, der Arbeitsfelder und der Potentiale von Architekturwissenschaft, gerade auch vor dem Hintergrund der vielfältigen Sichtweisen auf Architektur, für die das Netzwerk seit seiner Gründung steht.

Der vorliegende Band versammelt erstmals unter dem Titel „Architekturwissenschaft“ eine Reihe unterschiedlicher Aspekte des Zusammenkommens von Wissenschaft und Architektur und zeigt auf, welche Rolle das eine für das andere spielt, gespielt hat, oder in Zukunft als institutionalisierte Architekturwissenschaft spielen wird.

Universitätsverlag der TU Berlin  
ISBN 978-3-7983-3203-4 (print)  
ISBN 978-3-7983-3204-1 (online)